

Zeitschrift: Schweizerische pädagogische Zeitschrift
Band: 9 (1899)
Heft: 1

Artikel: Über Friedrich Nietzsche und Bildung
Autor: Thommen, E.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-788731>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Über Friedrich Nietzsche und Bildung.

Von Dr. E. Thommen, Basel.

Es ist eine für unsere Zeit bezeichnende Tatsache, dass der Philosoph Nietzsche eine geistige Macht geworden ist. Viele der von ihm geschaffenen Ausdrücke haben sich zu Schlagwörtern der Journalisten und Romanciers entwickelt; einzelne sind auf dem besten Weg, im allgemeinen Sprachgut aufzugehen. Erscheinungen und Wendungen im modernen Staatenleben werden mit Nietzsches Sentenzen und Theoremen begründet. Um den Widersinn von N.'s Ethik zu demonstrieren, die der zurecht bestehenden Moral den Boden unter den Füßen wegzieht, haben Schriftsteller von Bedeutung seine Hauptwerke persifliert: V. Widmann das „Jenseits von Gut und Böse“ in einem geistreichen Lustspiel, Otto von Leixner das neue Evangelium „Also sprach Zarathustra“ in der ergreifenden Novelle „Also sprach Zarathustras Sohn“.

Mag immer der Gleichgültige aus dem zugänglichsten Informationsmittel, der Zeitung, zusammenlesen, was ihm frommt. Wer nicht andere für sich denken und urteilen lässt, wird durch eigenes Studium die Fragen zu beantworten suchen: Wer ist Nietzsche? Was will er? Hat er uns als Pädagog etwas zu sagen?

Über die erste Frage liessen wir uns am liebsten von einem der ältern Lehrer an der Basler Hochschule Aufschluss geben. War doch N. von 1869 bis 1879 Professor der klassischen Philologie an der Basler Universität. Was Fernerstehende gelegentlich vom Professoren N. erzählen, das sind Wunderlichkeiten eines Menschen, der infolge des Mangels an männlicher Betätigung und durch einseitige Ausbildung der Feinfühligkeit für alles Ästhetische sich bis zu weibisch raffinirter Empfindsamkeit verfeinert hat. Mehr als ein berufener Zeuge sagte mir, die griechischen Lektionen N.'s an der obersten Klasse des Pädagogiums seien für die Schüler Stunden der intensivsten geistigen Anregung gewesen, obwohl sie nicht träumten, welch verzehrende Feuerseele in diesem

streng gemessenen, fein zurückhaltenden Lehrer wohnte. Der 24jährige Neuling hätte der humanistischen Schule den Ton und die Richtung angeben können, wenn ihn nicht leibliche Schwäche und das Bedürfnis nach Selbstkonzentration bald genötigt hätten, seine pädagogische Tätigkeit abzubrechen. So wäre das Wort eines Schülers, das N.'s Schwester erwähnt, wirklich charakteristisch. In einer Gesellschaft fragte man einen Gymnasiasten, ob man bei Professor N. auch solche Streiche mache wie bei andern. „Nein, natürlich nicht,“ sagte er, „denn der würde uns einfach verachten!“

Die Schwester N.'s, Frau Elisabeth Förster-Nietzsche, hat sich die Aufgabe gestellt, die Biographie ihres Bruders zu schreiben. Bis jetzt hat sie zwei Bände veröffentlicht. Der erste erzählt die Jugend- und Studentenzeit, der zweite schildert die Freuden und Leiden des Professors. Es sind musterhaft geschriebene Bücher, die kein fühlender Mensch ohne Gewinn und ohne herzliche Teilnahme lesen kann. Die Verfasserin verschweigt nicht, dass von der frühesten Kindheit an der um drei Jahre ältere Bruder ihr Ideal war, unter allen Umständen bestimmt, ein Grosser unter den Menschen zu werden. Eben darum hat sie, meist verstohlen, jedes Fetzchen, das Schriftzüge des Bruders enthielt, aufbewahrt und manches Manuskript, ja ganze Bündel und Bücher gerettet, die er vernichtet hätte. Es war seine Art, alle Papiere zu verbrennen, die von einer Periode zeugten, welche er überwunden hatte, und seine Absicht, dem Drucker nichts als absolut Vollkommenes zu übergeben. Die Darstellung der innern, geistigen Vorgänge wird dadurch erleichtert, dass N. von Jugend an auf die Erlebnisse und Fortschritte jedes Jahres prüfend zurückblickte und in Büchelchen, Neujahrsbetrachtungen und Tagebüchern über sein Ich gewissenhaft sich selber Rechenschaft ablegte.

Eines muss denjenigen im voraus gesagt werden, die N.'s Person nur dunkel mit einer harten, bösen, zersetzenden Lehre verbinden — vielleicht klingt es tröstlich, vielleicht ärgerlich —: der gesunde Nietzsche war in Wesen und Wandel das gerade Gegenteil von dem, was er, der Antichrist, schrieb und lehrte. Er war zwar ein Sonderling in manchen Dingen, doch sittlich stark und zart, im Verkehr mit Menschen fröhlich, liebenswürdig, dienstfertig, dankbar, rücksichtsvoll. Die Verhältnisse, aus denen er herauswuchs, waren derart, dass auch der schärfste Verstand die mannigfachen Reize, welche die Gemütsvertiefung beförderten, nicht abschwächen konnte.

N.'s Ahnen von Vater- und Mutterseite waren alle tüchtige starklebige Naturen. Mehrere bekleideten hohe geistliche Würden in Preussisch-

Sachsen. Beide Eltern zeichneten sich aus durch körperliche Schönheit, feine Bildung und warme Frömmigkeit. Der Vater war erst Erzieher an einem kleinen Fürstenhof und dann Pastor in Röcken bei Lützen. Er starb schon nach sechsjähriger Ehe im Jahre 1849 und hinterliess drei Kinder: den fünfjährigen Friedrich Wilhelm, die zweijährige Elisabeth und ein jüngeres Söhnchen, das bald dem Vater im Tode nachfolgte. Die Witwe zog sich nach der Stadt Naumburg an der Saale zurück, wo sie in der Nähe von Onkeln und Tanten Trost zu finden hoffte.

Als Mutterkind, als Frauenliebling ist der junge N. aufgewachsen. Zwei Eigenschaften, die ein Verhängnis in sich bargen, hat Fritz im Umgang mit den liebevoll wehrenden und weisenden, peinlich propren Tantchen und Grossmammachen, den würdig gemessenen und ehrenfesten Onkeln und Grosspapas angelernt und sie bis zur Krankhaftigkeit gesteigert: Reinlichkeit und Wahrheitsliebe. Die massiv-positive Christlichkeit der Britten hat das Sprüchwort erfunden: Reinlichkeit kommt der Frömmigkeit am nächsten. Die Reinlichkeit, im weitesten Sinne des Wortes, bewahrte den glaubenlosen N., wie den Gläubigen das Gesetz, vor der Berühring mit dem Unfeinen, Niedrigen und Gemeinen. Sie half mit, ihn die Welt des Konkreten und Abstrakten sozusagen in ein Wohlriechendes und ein Übelriechendes scheiden zu lassen; sie erscheint als ein Anstoss zur Ausbildung der Herren- und Sklavenmoral. Seine Wahrheitsliebe verschärfte und spitzte sich bis zur ätzenden Zweifelsucht, zur Freude am paradoxen Widerspruch gegen das von den Vielen Anerkannte, zur Bekämpfung der von heiligen und unheiligen Autoritäten geschaffenen Werte.

Naumburg, die enggeschlossene preussische Beamtenstadt mit allen möglichen Räten und Rätinnen, die sich in der Übung aristokratisch-feiner Gesellschaftsformen gegenseitig überboten, war auch für N. der richtige Ort, um sich das kostbare Besitztum anzueignen, das die Norddeutschen in der Regel vor uns Schweizern voraus haben: sichere Kenntnis und ungezwungene Anwendung der schönen Umgangsformen und gefällige, gewählte Ausdrucksweise. Es ist gar nicht wunderlich, doch für die Zukunft höchst bedeutsam, dass der „kleine Pastor“ — so nannten die Mitschüler Fritz wegen seiner Bibelkenntnis und seiner feierlichen Würde — sich unter den lärmenden Bürgerschulkindern völlig einsam fühlte und sich freute, als er nach einem Jahr in ein Privatinstitut versetzt wurde. Hier schloss er sich nun in inniger Herzensfreundschaft an zwei Bekannte und fand sein Behagen an den homerischen Kämpfen, die der Kandidat Weber mit den Knaben anstellte.

Im 10. Jahr trat er in die Quinta des Gymnasiums über. Vom Tage der Aufnahmsprüfung an wurde die Schwester nur noch mit der wohlwollenden Teilnahme des selbstbewussten Lateinschülers behandelt. Es schien ihm auch nicht mit der Würde eines Quintaners verträglich, sich von der Mutter Verschen und Liedchen lehren zu lassen. Er machte sich ans Dichten und komponirte selbst eine Motette. Der Vortrag dieser Komposition am Weihnachtsabend rührte die sämtlichen Familienmitglieder zu Tränen. N. besass bekanntlich ein ganz ausgezeichnetes Talent für Musik, das für seine Theorien und Lebensschicksale bestimmend wurde.

Das Leben und Treiben der jungen Leutchen im Haus der Nietzsche erinnert uns lebhaft an dasjenige der jugendlichen Gesellschaft in den geheimen Kammern bei Herrn und Frau Rat Goethe zu Frankfurt. Doch fehlte der weltkundige, strenge Vater und Führer. Das hat N. oft und innig beklagt. Die zwei Geschwister schufen sich eine Märchenwelt, die oft genug ein so kluges Konterfei der wirklichen Welt darstellte, dass die Tanten, die sie beobachteten, sich einer milden und bewundernden Heiterkeit nicht erwehren konnten. Man versammelte einen Hofstaat um eine erträumte Majestät, König Eichhorn I.; man focht mit Bleisoldaten und sinnreichen Befestigungsarbeiten den Krimkrieg mit und war untröstlich über den Fall von Sebastopol; man flüchtete sich, an der Gegenwart verzweifelnd, in selbstverfassten Schauspielen zu den Helden von Troja und den Göttern des Olymps.

Als Quartaner vertiefte sich Fritz ganz in klassische Musik, komponirte eifrig, schrieb kluge Gedanken über seine musikalischen Eindrücke nieder und übte sich energisch im Dichten. Wie auf seine Schwester, so übte N. auf seine Mitschüler einen deutlich erkennbaren erzieherischen Einfluss aus. Seine grossen sinnenden Augen zwangen jeden, in ihm etwas Besonderes zu ahnen.

Es war ein bitteres Glück für die Witwe, als ihr für den 14jährigen talentvollen Sohn ein Freiplatz in der Landesschule zu Pforta angeboten wurde. Hier in der klösterlichen Elitenschule hat N. gründliche Kenntnis der antiken Autoren und dadurch das Erkenntnisvermögen für das Schöne und Richtige auf allen Gebieten menschlicher Kunstübung, vor allem das feine Sprachgefühl erwerben können, das aus allen seinen vollendeten Schriftwerken zum Herzen des Sprachfreundes dringt, und das ihn auch da noch innig röhrt, wo ihm der Rede Sinn dunkel, graulich und grausam scheint. Wiederum fiel es N. schwer, sein Glück im fröhlichen Verkehr mit Altersgenossen zu finden. Er hatte eben einen so hohen, heiligen, echt hellenischen Begriff von Freundschaft, dass er

entweder einsam sich auf sich selbst beschränkte oder sich mit Leib und Seele dem geliebten Freunde hingab, dass er nur dann sich dem neuen Bekannten erschloss, wenn er unumstößliche Beweise dafür hatte, dass er seine Neigung keinem Unwürdigen geschenkt und dass seine Gefühle mit gleicher Innigkeit erwidert wurden. Wohl kostete er in den Ferien auf weiten Wanderungen und bei lieben Verwandten auf dem Lande mit unbändigem Behagen die Wonne der Freiheit, des Sich-auslebens, des Sichselbstvergessens und Sicheinsführens mit der Natur. Wohl durfte er jeden Sonntag ein paar Stunden mit Mutter und Schwester zubringen. Dennoch konnte er lange Zeit die Melancholie des Heimwehs nicht los werden und trug in vielen Verszeilen den Vögeln und Winden Grüsse auf ans Haus der Mutter und an des Vaters Grab. Um dem Drang nach selbstgewählter bildender Arbeit fröhnen zu können, die von den Lehrern doch nicht anerkannt wurde, gründete N. mit den zwei in Naumburg zurückgebliebenen Freunden eine literarische Vereinigung. Er lieferte die meisten Beiträge, er beschränkte sich immer ausschliesslicher auf das Studium der zeitgemässen Musik und riss seine zwei Trabanten endlich in einen glühenden Wagnerkultus hinein. Seine Jahreschronik wirkt fast komisch durch die grosse Gesinnung und durch die altkluge Selbstkritik und Seelenprüfung. Der fröhreife Jüngling umschrieb sich mit beharrlichem Eigenwillen sein Gebiet. Dies geht auch aus dem reservirten Urteil seines Abgangszeugnisses hervor: „Er hat stets ein besonders reges und lebendiges Streben für seine wissenschaftliche Ausbildung bewiesen und dieses besonders in den Sprachstudien betätigt, während er in der Mathematik es öfters an dem rechten angestrennten und gleichmässigen Fleiss hat fehlen lassen.“

An diesem Wendepunkt seines Lebens angelangt, stellte N. wiederum über sein Vergangenes und Zukünftiges, über Wert und Unwert der wissenschaftlichen Disziplinen scharfsinnige Betrachtungen an und zeichnete sie schriftlich auf, um gleichsam die erste Bilanz im Haushaltungsbuch seines Lebens zu ziehen. Eines war sicher. Aus dem lieben, frommen Kind war im Zeitraum von fünf Jahren durch den geistbildenden humanistischen Unterricht, mehr noch durch umfassende Lektüre und selbständiges Denken, durch scharfe Beobachtung von allerlei Menschenarten ein furchtlos räsonnirender, seiner eigenen Kräfte bewusster Mann geworden, der sich berufen fühlte, den Schleier der Göttin von Sais zu lüften.

Zur Musik, besser gesagt zur musischen Kunst im hellenischen Verstand des Wortes, leitete ihn seine Neigung, seine besondere Fähigkeit und sein ureigenstes Streben. Als sicherstes Mittel zur Kunsterkenntnis

und zum Kunstvermögen erschien ihm trotz all ihrer Schwächen das Studium der klassischen Philologie, d. h. der auf philosophischer Erkenntnis beruhenden, zu philosophischer Weltanschauung hinleitenden, nachdenkenden und nachführenden Interpretation der antiken Schriftkunstwerke. Im ersten Jahre freilich, das er in der lebensfrohen, ritterlichen Rheinstadt Bonn zubrachte, lebte er weniger als Lernender, denn als flotter Student und Musikant. Mitglied der Burschenschaft Franconia, wegen seiner musikalischen Kunstfertigkeit, seiner unerschrockenen, scharfe Pfeile abschiessenden Zunge geachtet, berauschte er sich ohne Rückhalt an den studentischen Festlichkeiten und Schwärmerien. Sobald er aber einmal den Becher akademischer Freuden geleert, so erfasste ihn Überdruss und Ekel. Die Naumburger Einflüsse gewannen wieder die Oberhand. Die vom Studententum scheinbar unzertrennlichen Bierbachanale und Tabakwolken, die grobe, hohle Rednerei beleidigten ihn in seinem Innersten. Es war fürderhin sein Glaube, dass, wer Bier trinke und Pfeifen rauche, nicht feinen Sinnes sein könne. Als die einzigen Lichtpunkte in dieser Periode betrachtete er nunmehr die Musikfeste, die er als leidenschaftlicher Sangesfreund mitgemacht hatte. Mit Ritschl, dem grossen Lehrer der lateinischen historischen Grammatik und Epigraphik und einem Tross von Schulpfortnern siedelte er 1865 nach Leipzig über und arbeitete nun unverdrossen und in traulichem Verkehr mit dem Meister, von den Lehrern fortwährend durch Beweise der Hochachtung ausgezeichnet, an den Forschungen, die ihn befähigen sollten, sein besonderes Ackerfeld als Gelehrter zu bebauen: die Quellenkunde für griechische Philosophie.

Mitten aus der emsigen Arbeit wurde N. herausgerissen zum einjährigen Militärdienst, von dem er wegen seiner starken Kurzsichtigkeit befreit zu sein wähnte. Um in den Freistunden seinen Studien obliegen zu können, wählte er Naumburg als Garnisonsstadt. Der schöngewachsene, kräftige Student ertrug ohne Mühe die Strapazen eines Artilleristen, unterzog sich mit Galgenhumor den Obliegenheiten eines Rossknechtes und hätte wohl durch die abhärtende, mechanisch geregelte Tätigkeit nur gewonnen. Da zog er sich beim Sprung aufs Pferd durch Anstoßen am Sattelknopf eine gefährliche Verwundung der Brustmuskeln und des Brustknochens zu. Die Wunde eiterte ungewöhnlich lange und heilte erst nach Monaten. Trotzdem er nur fünf Monate gedient, wurde N. mit dem Grad eines Gefreiten und der Qualifikation eines Landwehrlieutenants verabschiedet und warf sich nun im Winter 1868/69 mit Wucht auf die Vorbereitungen zur Doktorpromotion. Da kam am 2. Februar 1869 von Basel die definitive Berufung zu einer ordent-

lichen Professur der klassischen Philologie mit einem Anfangsgehalt von 3000 Fr.

Der Ratsherr Prof. Wilh. Vischer war durch Aufsätze im Rhein. Museum auf N. aufmerksam geworden, erkundigte sich bei Ritschl über den Verfasser und erhielt die Antwort, N. sei zwar weder Doktor noch Dozent, werde sich aber in jedes Gebiet mit bestem Erfolg einarbeiten, da er alles könne, was er wolle. N. hatte sich sehr auf eine Studienreise nach Paris gefreut, nahm aber die für einen 24jährigen Studenten sehr ehrenvolle Wahl an, teils um das Glücksgefühl seiner Mutter nicht zu trüben, teils aus befriedigter Eitelkeit. Der Doktortitel wurde ihm von der philosophischen Fakultät auf Grund seiner vorzüglichen wissenschaftlichen Leistungen ohne Prüfung verliehen. An etwas Geringeres als die akademische Karriere hatte N. gar nie gedacht. Von den Vorlesungen seiner Professoren fixirte er wenig schriftlich; er liess sich nur durch die schöne Form und die originelle Behandlung des Stoffs Achtung abbringen und kritisierte im Stillen die Methode des Vortragenden. Statt sich die Masse des Lehrstoffs einzuprägen, beschäftigte er sich mit der Frage, ob er das Gleiche ebensogut oder besser gestalten könnte.

Das Werden eines ungewöhnlichen Mannes, seine Lehrzeit, hat für Leute unseres Standes mehr Reiz als die Zeit ruhigen Wirkens und Schaffens. Das Wachstum von N.'s Ideen lässt sich dank der Sammlung und Sichtung der vielen ungedruckten Schriften durch Dr. Fritz Kögel bis zu den Schulaufsätzen verfolgen. Welche Autoren in die Seele des Jünglings die Saatkörner gelegt haben, die dort unmittelbar mit wunderbarer Üppigkeit zu keimen begannen, das wird man in den Büchern über Nietzsche nachlesen können. In Basel hüllte sich N. frühzeitig in selbstgewollte Einsamkeit. Um so begieriger liess er die grosse Persönlichkeit Richard Wagners auf sich einwirken. Was sie zusammenführte, war der grandiose Gedanke, dass durch Erneuerung des Dramas im griechischen Sinne der deutschen Nation der Weg zu einer deutschen Kunst, einer deutschen Kultur könne gewiesen werden. Da seine Tätigkeit, berufsmässig getrieben, ihn als Fessel drückte, so flüchtete sich N. manchen Sonnabend und Sonntag nach Tribschen, dem Landhaus des Meisters, am Fuss des Pilatus. Wagner, der wie manches grosse Genie, jeden brauchbaren Mann in seiner Umgebung unwillkürlich als Werkzeug für seine Zwecke in Anspruch nahm, war glücklich im Glauben, dass er in N. endlich den gottgesandten literarischen Herold seiner Taten gefunden habe.

Beide waren in ihrer Kunstauffassung von Schopenhauer ausgegangen. N. meinte, er habe in Wagner den Menschen entdeckt, der ihm das Bild dessen offenbare, was Schopenhauer das Genie nennt, in dem eine so unbedingte Idealität herrsche, eine so tiefe und rührende Menschlichkeit, ein solch erhabener Lebensernst, dass er sich in seiner Nähe wie in der Nähe des Göttlichen fühle. Durch die innige Vertrautheit mit Wagners dramatischen Tonwerken war N. zu einer ganz neuen Auffassung und Erklärung des Dramas gelangt. Kaum von einer Krankheit genesen, die er sich als Krankenpfleger in den Lazaretten vor Metz geholt hatte, fasste N. seine Gedanken zusammen in dem Buch, das den zünftigen Philologen ein dreifaches Wehe entlockte, „Die Geburt der Tragödie, oder Griechen und Pessimismus“.

N. war in erster Linie ein Dichter, ein Künstler, wenn auch seine philosophischen Dithyramben sich zu den Gebilden der von uns verstandenen Poeten verhalten wie formlos wallende Nebelmassen zu den glänzenden, bestimmt umgrenzten Wolken, die sich vom blauen Himmel abheben.

Er teilte Geist und Schicksal mit Hölderlin. Die Leier seiner Empfindungen hatte so feine Saiten, dass bei den Erschütterungen, die in gröberen Instrumenten kaum einen Hauch weckten, seinem Saitenspiel rauschende Töne entquollen, leidvoll lockend, schmerzlich schmeichelnd, erquickend und quälend. Wie jener ein verzweifelter Idealist, verzichtete er von vornherein darauf, mit der Gegenwart und ihrer eigenartigen, ob vielleicht auch erlogenem Grösse, einen Kompromiss zu schliessen. Hölderlin richtete seinen Blick in die blaue Ferne des Hellentums, das Land der Sehnsucht mit der Seele suchend, und ritzte sich an der dornenvollen Wirklichkeit blutige Wunden, bis er in die 40jährige Geistesumnachtung versank. N. unterfing sich, mit gigantischem Trotz die durch 2000jährige Tradition geheiligte Welterlösung als eine Welterniedrigung zu erweisen; er erklärte die vom Christentum ausgegebenen moralischen Werte für falsche Münzen und schickte sich an, sie durch blanke, neue, selbstgeprägte zu ersetzen, als der allzu straff gespannte Bogen seines Geistes brach.

Die Kunst erschien ihm, der um Erlösung vom Pessimismus Schopenhauers rang, als die zum Weiterleben verführende Ergänzung und Vollendung des Daseins. Dass die Griechen in der Tragödie die Erlösung von ihrem Pessimismus gesucht hätten, diese These stellt er sozusagen als Axiom an den Anfang jenes Buches über die Geburt der Tragödie. Als Kunstgattung war die Tragödie die Vermählung zweier ursprünglich feindseliger Kunsttriebe, des apollinischen und des dionysischen. Der vom apollinischen Kunsttrieb bewegte Dichter

sieht die Welt der Erscheinungen gleichsam in der Verklärung des selbstgewollten wachen Traumes; er findet als Kunstform den gleichmässigen Wellenschlag des Rhythmus mit der Begleitung der anspruchslosen Kithara. Der dionysische Kultus, von dem grauenhaft sinnlichen Orient den Griechen aufgedrängt, ruft in diesem Volke, das alles Empfangene mit unfehlbarem Schönheitsinstinkt massvoll gestaltete, einer in Rausch und Ekstase geborenen Poesie, deren Mutter und Amme die wilderregte Musik ist. Da die Alten stets den Chor, den dionysischen Chor der Silene, als Ursprung der Tragödie bezeichnen, so ist die von A. W. Schlegel gefundene Bezeichnung des Chors in der Tragödie „Der ideale Zuschauer“ nur eine schöne Phrase. Sie nähert sich der Wahrheit erst, nachdem Sokrates, der zersetzende Dialektiker, im Verein mit Euripides, der die Heroen eines religiös-nationalen Mythus durch raisonierende Sophisten ersetzte, der Erlösungstragödie den Todesstoss gegeben hat. Erlösend war die Wirkung der Tragödie gewesen, so lange als Dionysos im Mittelpunkt stand, oder ein ihm ähnlicher Typus und Träger des Leidens in Natur und Mensch, des Leidens, dem die sogenannten „heitern“ Griechen in so unendlich vielen Variationen Ausdruck gegeben haben. Die in heiligem Wahnsinn unternommene Steigerung nicht nur der Lust, sondern auch des Leidens zeigte eben die jugendlich überschäumende Kraftfülle der Griechen, denen unter den Völkern die Rolle des Genies unter der Masse zufiel. Das verzückte Schauen auch des harten, furchtbaren, grausamen Fatums, mit dem der tragische Held, der Mensch wie die von ihm geschaffene höhere Potenz, die Gottheit, zu ringen hat, stärkte im höchsten Mass den Willen zum Leben, während der alternde sokratische Mensch seinen Optimismus herleitete aus dem Glauben an die Ergründbarkeit der Natur der Dinge und an das kleine Glück der Tugend, die wie das Wissen gelehrt und gelernt werden könne.

Wagner und seine ähnlich begabte, doch beredtere Gattin Cosima waren entzückt darüber, dass der dienstbare Freund durch eine kühne, von ihm selbst als unselig empfundene Wendung dem deutschen Bildungsphilister in Wagner den deutschen dionysischen Sängerpropheten aufzeigte, in dessen Tondichtungen er die Wiedergeburt der Tragödie zu feiern habe. Wie schmerzlich war die Entrüstung des Eroberers, als der wortkluge Herold sich nicht dazu herbeiliess, auch das Pferd des Gebieters am Zügel zu führen, sondern als Herr seine eigenen Wege ging und dem nach Rom Pilgernden geradezu als einem sich selbst untreu Gewordenen und sich selbst Entehrenden den Absagebrief schrieb.

In Basel hatte der jugendliche Professor durch seine Antrittsrede über Homer und durch andere akademische Vorträge sich bei den Kol-

legen und bei dem gebildeten Publikum in Gunst gesetzt, und Ritschl konnte sich befriedigt ausdrücken: er habe immer gesagt, N. könne seine wissenschaftlichen Untersuchungen so spannend machen wie ein französischer Romancier seine Romane. Ein gefährliches Lob. Es sollte allzubald die Zeit kommen, da N. sich den schützenden Armen der nüchternen Wissenschaft entwand und, ein zweiter Phaethon, im Sonnenwagen auf neuen, unerschlossenen Bahnen vorwärts stürmte, bis er stürzte und zerschellte. Obwohl man bei N. nicht geradezu zwei Perioden unterscheiden darf, eine gesunde und eine kranke, eine Zeit begeisterter Heroenverehrung und eine Zeit wahnsinniger Bilderstürmerei, so fühlt man doch, dass er, so lange die Lehrtätigkeit ihm Verpflichtungen auferlegte und Grenzpfähle steckte, von den in unendlicher Fülle sich gestaltenden Ideen nur die ins weite fliegen liess, die wie schöne, wenn auch oft wunderliche Geschöpfe konnten angestaunt werden, und erst nachher die tolle Brut der stachelschwänzigen Basiliske.

Die Dreiheit von Bildungselementen, die in N. harmonisch vereinigt waren, das philologische, musikalische, philosophische, verlangte nach der Lösung von drei Problemen: 1. das unverfälschte Bild des altgriechischen Wesens neu zu entdecken; 2. das Wesen und die Ziele der Kunst festzustellen; 3. eine die Menschheit nach oben führende Kultur zu schaffen. Das blosse Erwähnen der Probleme in dieser Reihenfolge genügt, um zu sagen, dass N. das Heil der Gegenwart in einer zweiten Renaissance sucht, die aber nicht schliesslich bei der antikisirenden Behandlung des Steines stehen bleibt, sondern prometheisch den Menschen umbildet. Wie sich ihm vom Jünglingsalter an die Überzeugung aufdrängte, dass das Christentum degenerirend den Menschen beeinflusst habe, indem es einer müden Welt eine weltflüchtige, lebenverneinende Erlösung und eine Sklavenmoral anbot, wie er, nachdem seine Vorgänger Religion und Recht vom Ewiggültigen zum Historischgewordenen und also Problematischen erniedrigt, auch die Ethik und die Wissenschaft selbst problematisch gemacht hat, das darzustellen, wäre eine Aufgabe, der ich mich ohne Schaden glaube entziehen zu können. Die grosse Masse des lesenden Publikums mag sich immerhin einbilden, dass sie die philosophischen Schriften N.'s verstehe. Sind sie doch nicht in dem abschreckenden Rotwelsch der Philosophen von Fach, sondern in rein menschlichem Deutsch abgefasst. Manche sind geradezu berückend durch ihre wahrhaft verschwenderische Genialität in der Sprachverwertung und Sprachschöpfung.

Einem N. erscheint die Not des Daseins, der Sklavenzustand ungezählter Millionen erst begreiflich, ja notwendig, wenn durch beide das Ent-

spriessen und Blühen des Genius ermöglicht wird. Da die Kunst das Daseinverklärende, — rechtfertigende, das Lebenbejahende ist, so war, nach N., bei den Griechen die Erziehung des Staates nichts als die Erziehung aller Erziehbaren zum Genuss des Kunstwerks. Alle grossen Schöpfungen, der Plastik und der Architektur sowohl wie der musischen Künste, hatten grosse, vom Staat gepflegte Volksempfindungen im Auge. Der Staat, dies notwendige Übel, war gerechtfertigt, wenn er die Gewähr leistete, dass einzelne in künstlerischer und philosophischer Arbeit sich verewigende Menschen je und je geboren wurden. Somit war ein erstes Ziel der Erziehung des Volkes, ihm Einsicht zu schenken in den Ausnahmezustand jener drohnenartigen Einzelnen, die der Sklavenarbeit enthoben, auf der Höhe der Menschheit wandelten und den heiligen Hort der Kultur von Generation zu Generation mehrend vererbten. Wird doch die Nachwelt den gesamten Bildungsstand eines Volkes nur nach jenen grossen, einsam schreitenden Helden einer Zeit beurteilen. N. berief sich auf den Begründer der Philologie, F. A. Wolf, der meinte, die Kultur der Hellenen sei nicht zu teuer erkauft mit dem Sklavenelend der hellenischen Welt.

Anfangs 1872 hat N. den Baslern, deren Opfersinn für das Erziehungswesen er sehr anerkannte, eine Reihe von Vorträgen gehalten „über die Zukunft unserer Bildungsanstalten“. Da er selbst am Obergymnasium und an der Universität lehrte, und da das Griechentum für ihn die *einzig* denkbare Kulturheimat war, so ist es klar, dass diese beiden Anstalten im Mittelpunkt seiner Betrachtung und Kritik stehen, und dass ihm Platons Ideen über Erziehung im Idealstaat unvergleichlich mehr Anregung boten als alle wissenschaftlichen Pädagogen der Neuzeit. Dieses vornehme Augenzudrücken gegenüber den Erkenntnissen der modernen Pädagogik, welche der Volksschule so sehr zum Segen gereicht haben, ist es, was gerade die, welche selber akademische Studien gemacht haben, am tiefsten beklagen müssen. Nicht als ob N. die realistische Bildung für unnütz erachtet und ihre Notwendigkeit bestritten hätte. Realschule und Gymnasium wollte er als Vorhallen der Universität gleichgestellt wissen. Er erstrebte nicht Reform des Gymnasiums und der Universität, sondern vollständige Neubildungen. Dies waren die Forderungen, die er aufzustellen gedachte: 1. Gleichheit des Unterrichts für alle bis zum 15. Jahre, dann Fachschulen bis zum 20. Jahre, endlich Bildungsschulen vom 20. bis zum 30. Jahr. Gegen den höhern Lehrerstand hegte er das tiefste Misstrauen; er wollte ihn brechen und vor allem Erzieher erziehen. Lehrer der Fachschulen sollen die wissenschaftlichen Meister sein, die, nachdem sie die Bildungszeit durchgemacht

haben, zum Fach zurückgekehrt sind. Die Bildungsschulen haben vorzugsweise der Bildung von Lehrern zu dienen. Sie sollen den Charakter einer Brüderschaft tragen, die gegenseitiges Lehren und Befestigen fördert. Diese geistige Aristokratie muss sich dann auch Freiheit vom Staat verschaffen, dem Racker, der durch Vergebung der Stellen sich zum Endzweck und zum Leuchtstern aller Bildung zu machen gewagt hat. Dieser Ausfall richtet sich natürlich gegen die als musterhaft gepriesenen preussischen Verhältnisse.

Der Grundgedanke von N.'s Pädagogik ist: Bildung nicht nur zum Wissen und Können, sondern zum Leben; in vollem Einklang mit seiner Ethik, die ja im Gegensatz zum Christentum und zum Pessimismus erklärt: Nimm das Leben nicht als Durchgangsstadium für ein zukünftiges höheres Sein, setze es nicht fortwährend in knechtische Beziehung zu einem Über- und Ausserirdischen, nimm auch das Vergängliche, Grausame des Daseins nicht zum Vorwand für Abkehr vom Leben, sondern lebe dich aus in dieser Welt, für diese Welt, entwickle dich bis zu den letzten Konsequenzen und Möglichkeiten deines Seins, hilf schaffen an der Erhöhung des Typus Mensch, hinaus über die dem Gegenwärtigen gesetzten Schranken von Gut und Böse, dass du im Angesicht des Todes sagen kannst: Wie? War das das Leben? Wohlan! Noch einmal!

Die Sprache jener fünf Vorträge fliest goldig perlend wie edler alter Wein. Was die Form betrifft, so haben ihnen sichtlich Plato und Goethe zu Gevatter gestanden. Um den Anklagen gegen die Hörer selbst die Schärfe zu benehmen, hat N. ein idealisirtes Erlebnis als symbolische Einkleidung gewählt.

Am Abend eines Spätsommertags hatte sich N. mit einem gleichgesinnten Freund aus dem lärmenden Zechgelage eines Bonner Studentenfests auf eine nahe bewaldete Höhe, Rolandseck, zurückgezogen. Es war die heilige Stätte, wo sie als Gymnasiasten einen Bund gegründet, in dem sie ihre produktiven Neigungen für Kunst und Literatur durch gegenseitige Überwachung zugleich reizen und läutern wollten. Bevor sie ihre Seelengemeinschaft durch schweigende Meditation zu erneuern suchen, üben sich die ritterlichen Jünglinge im Pistolschiessen. Vom Knall erschreckt und im Glauben, er könne ein Duell verhindern, stürzt sich ein alter Herr mit einem jüngern Begleiter zwischen die Beiden und verweist ihnen heftig ihre barbarische Torheit. Er lässt sich nur schwer besänftigen und zieht sich dann mit dem Begleiter in den Schatten eines Wäldchens zurück, um dort einen Freund zu erwarten. Die zwei Studenten setzen sich auf eine entlegene Bank. Sie hören die Andern

laute und erregte Worte wechseln; sie lauschen und werden Zeugen eines belehrenden Zwiegesprächs. Der ältere, ein Philosoph, tadeln seinen Schüler, dass er, statt die von ihm empfangenen Lehren als Unterrichtender in die Tat umzusetzen und fürs Leben nutzbar zu machen, es vorgezogen habe, sich einsiedlerischer Gelehrsamkeit zu ergeben. Der Schüler sucht sich zu rechtfertigen. Sein eigener Trieb nach Erweiterung und Verbreiterung der Wissenschaft komme durch die Tätigkeit im Schulamt notwendig in Konflikt mit dem Trieb der Masse, die Bildung zu verringern und abzuschwächen. Die nationalökonomisch-materielle Tendenz wolle nur kurante Menschen wie kurante Münzen bilden. Möglichst allgemeine Bildung werde unvermeidlich zur allgemeinen Barbarei. Die in ihre Fächlein verbohrten Fachgelehrten bewirkten die Aufhebung der Wissenschaft selbst.

Der Philosoph findet diese Argumente zwar stichhaltig, aber doch nicht genügend, um die Mutlosigkeit seines Jüngers zu erklären. Er hält es für möglich, dass ein Befreier uns von diesem Joch der Afterbildung erlöse, dass das Gymnasium vernichtet und neugeboren werde.

Die Probe des Bildungszustandes ist der Deutsch-Unterricht. Wer die Muttersprache vernachlässigt, dem fehlt der natürliche fruchtbare Boden für alle weiteren Bildungsbemühungen. Hier zeigt sich, wie hoch oder wie gering der Erzieher die Kunst schätzt, und wie nah er mit der Kunst verwandt ist. Er muss mit der absoluten Gewissheit eines guten Geschmacks das korrekte Sprachgefühl wecken, den Gebrauch von falschen und unschönen Worten und Wendungen unerbittlich verbieten, bis die geringer Begabten in einen heiligen Schreck vor der Sprache, die Begabtern in eine edle Begeisterung für sie geraten. Tatsächlich erzieht das Gymnasium für Gelehrsamkeit, nicht für Bildung. Seit die Philologen den Sinn für das ästhetisch und ethisch Bildende in den Klassikern verloren haben, meinen sie in der historisch-grammatischen Manier einen Ersatz zu finden, als ob für Gegenwart und Zukunft der Sprache keine Verpflichtungen beständen. Im deutschen Aufsatz zur Originalität aufzufordern, ist eine Sünde an der Jugend. Die wahre Originalität dieses Alters könnte sich nur in Ungeschicktheiten und grotesken Zügen äussern und müsste also unterdrückt werden. Die rechte Erziehung geht darauf aus, den lächerlichen Anspruch auf Selbstständigkeit des Urteils zurückzuweisen. Klassische Bildung, die das Gymnasium zu schenken behauptet, ist etwas so unerhört Schweres und Seltenes, dass nur Naivität oder Unverschämtheit sie als erreichbares Ziel des Gymnasiums versprechen kann.

Erst auf Grund einer strengen, künstlerisch sorgfältigen Zucht und Sitte erstarkt das richtige Gefühl für die Grösse unserer Klassiker. Durch sie nur kann die richtige Scheu vor der Grösse und Heiligkeit der alten Meister und der richtige Ekel vor der niedrigen Tagesliteratur anerzogen werden.

Sehr viel muss der Mensch lernen, um zu leben und seinen Kampf ums Dasein zu kämpfen. Aber alles, was er in dieser Absicht als Individuum lernt und tut, hat noch nichts mit der Bildung zu schaffen. Diese beginnt im Gegenteil erst in einer Luftsicht, die hoch über jener Welt der Not, des Existenzkampfes, der Bedürftigkeit lagert. Man soll unterscheiden zwischen Bildung und Ausbildung, zwischen Anstalten der Bildung und Anstalten der Lebensnot. Von den erstern nur ist hier die Rede.

Gerade in seiner bildsamsten Periode kommt der Student als ein Selbständiger, als ein Kritiker auf die Universität. Er wählt selbst und verwirft, und nur der Staat steht als Aufpasser neben ihm. Der Student hat ja akademische Freiheit! Man prüfe seine Reife zur Freiheit an drei Gradmessern: an seinem Bedürfnis nach Philosophie, an seinem Instinkt für Kunst und an seinem Instinkt für griechisch-römisches Altertum, dem leibhaften kategorischen Imperativ aller Kultur, so erweist sie sich als illusorisch. Wiederum haben sich Lehrer und Schüler in historische Bildung verpuppt, die den philosophischen Trieb zerstört.

Die unter dem Namen „Jung Deutschland“ bekannte burschenschaftliche Bewegung ist ein lebendiges Zeugnis dafür, dass der Student einmal ahnte, in welchen Tiefen eine wahre Bildungsinstitution wurzeln muss: nämlich in einer innerlichen Erneuerung und Erregung der reinsten sittlichen Kräfte. Diese edle Jugend verwilderte, weil sie keinen Führer fand. Schiller, der ein solcher Führer hätte sein können, ging zu grunde am Widerstand der stumpfen Welt. Dem deutschen Bildungsbedürfnis aber, das der Staat sich dienstbar machte, fütterte und streichelte, ist der Kamm gewachsen, und jetzt kräht es beglückt und siegesfroh: Ich bin die Bildung!

Als bis um Mitternacht der erwartete Freund nicht kam, da drängte der Philosoph zum Aufbruch. Jetzt stieg aus der Gegend des Rheins ein Lichtschein auf. Ein knatterndes Getöse und gleich darauf, im Einklang damit, eine langsame melodische Phrase, durch zahlreiche jugendliche Stimmen verstärkt. Das war das Zeichen des nahenden Freundes. Auf des Philosophen Geheiss erwiderten es die zwei Studenten durch rhythmisch geordnete PistolenSchüsse, und obwohl eine pfeilschnell fallende Sternschnuppe sie aus dem Takt brachte, so bewies doch

die lauter wiederholte Melodie in der Tiefe, dass die Antwort war verstanden worden. Das ferne Leuchten wurde breiter, feuriger, trüber, und die Studenten errieten, dass ihre Kameraden aus Bonn mit Fackeln dem Ersehnten das Geleite gaben. Ergrimmt darüber, dass sein Freund sich mit Studenten eingelassen, wetterte der Greis über die dem Zeitgeist hörig gewordene Universität.

Nach der Disposition zum 6. Vortrag, der nie ausgearbeitet wurde, langen endlich die fackeltragenden frohen Gesellen oben an und errichten einen Holzstoss. Der neu angekommene Meister, ein Künstler, hält eine Rede auf Beethoven und über die Aufgabe, die zu ihm gehörige Kultur zu finden. Der Philosoph trägt alsdann in einer Zukunftsrede seine Ideen vor über die Gestaltung der neuen Bildungsinstitute und schliesst mit einem Aufruf an die wahren Lehrer, die edelsten Männer, die ohne Ansprüche, als ein Areopag für die Justiz des Geistes, als Vorbilder leben. Während der Holzstoss zusammenbricht, singen die Studenten: *Pereat diabolus atque irrisores.* Eine Mitternachtsglocke klingt vom Tal herauf. Die Studenten schwören einen Eid; dann schliessen sie sich zum Vehmgericht zusammen und richten die Verräter an der heiligen Sache der deutschen Kultur.

Eine andere düstere Disposition macht den zweiten Meister zum Literaten. Er ist zu spät angekommen, weil er eben unter der akademischen Jugend einen Triumph erlebte. Er verrät sich als bekehrt, als Realist; er spricht über den jetzigen deutschen Geist, über Popularisirung der Wissenschaft, über Naturwissenschaft, über den deutschen Gelehrten als Blüte der Kultur. Er fühlt sich auf der Seite der Sieger, denen alle Erziehung, jede nationale Erregung dienen muss. Heftig entgegnet ihm der Philosoph. Er schaut die Zeit, wo durch die einbrechende Barbarei die kräftigsten NATUREN beiseite gedrängt und zu neuer Vereinigung gezwungen werden. Doch glaubt er an die Möglichkeit der Rettung durch eine neue Kunst, durch die Stellung der kommenden Kultur zu den sozialen Problemen. Eine Zukunft von Kriegen wird die schlechte Kultur zerbrechen. Da ziehen die Studenten mit höhnischem Gelächter ab. Tief erschüttert verzichtet der Philosoph auf seinen alten Freund.

Ein Notschrei war diese Vortragsreihe, der Schrei eines von Angst verzehrten Mannes, der dem Ufer eines Stromes entlang läuft und den Kahn, dem sein Liebstes anvertraut ist, hilflos einem Strudel zutreiben sieht. N. glaubte zu sehen, was andere nicht sahen, zu hören, was andere nicht hörten, vielleicht nicht sehen und hören wollten. Und die Strömung, welche die kostbare Last mit sich zum Verderben forttriss, das war die christlich-demokratisirende Tendenz der Neuzeit. Christen-

tum und Demokratie, gegen diese zwei Drachen schleuderte N. in seinen philosophischen Abhandlungen und Aphorismen immer schärfere Geschosse, und schliesslich rühmte er sich seines Sieges und sang sich selbst den Preis des Drachentöters, als schon der Wahnsinn mit schwarzen Schwingen über seinem Haupte rauschte.

Warum denn diese Angst, dieser Hass? Focht N. gegen Schatten und Gespenster? Wollte er das Rad der Zeit rückwärts drehen? Durchaus nicht. Er mühte sich bloss zu Tode um eines Ideales willen, das wir auch einmal gehabt, aber im Aufgehen in der lebendigen Welt zeitig haben fahren lassen.

Wer unter uns Gymnasiast gewesen ist, wer in den letzten Jahren vor der Universität die traulichen Epen Homers, die vollendeten Tragödien des Sophokles unter der Anleitung eines ästhetisch fein gebildeten, edel denkenden Lehrers gelesen, ihre zu Tage liegenden und in Schächten verborgenen Goldgedanken nachgedacht hat; wer durch nachfühlendes, nachsprechendes und nachsingendes Übertragen die unendlichen Schönheiten und Feinheiten der Muttersprache entdeckt hat, die ihm keine Deutschstunde je enthüllte; wer den Griechen mit seinem Gott erhobenen Hauptes reden und rechten, handeln und hadern gehört hat; wer aus dem Mund des Thukydides die politischen Axiome mit ergreifender Klarheit vernommen hat, der musste eine Weile sich mit seinem Christentum dem Hellenentum gegenüber klein, knechtisch vorkommen, er musste eine Weile zum Aristokraten werden, den hellenischen Freigeborenen als eine höhere Gattung Mensch ansehen als den Bürger des modernen Staates; er musste eine Weile die Sehnsucht des Renaissancemenschen in sich verspüren. Die Universität hat ihn wohl noch in seinem Bildungsdukel verstärkt, so lange er als froher Fuchs in Mütze und Band die Ordenszeichen sah, die ihn als Ritter des Geistes vom Banausen und Philister unterschieden. Dem hellenisirenden Schwärmer wurde aber bald durch das von der Antike fernliegende Studium der Staub von den Flügeln gewischt. Den Philologen lehrte die kritisch-historische Methode, die duftend-reine Blüte zu zerlegen und unter einer Lupe zu betrachten; dabei entdeckte er unerfreuliche Flecken und Fäulnisse, und die schulmässige Bewunderung sank um eine ganze Skala hinunter. Dann kamen Prüfungen und Anstellungssorgen, und die Hauptmacht der Bildungsträger war froh, wenn man sie in die Reihen der ehrlichen Bildungsphilister einstellte.

Dass dieses Heer nicht den Mut und die Kraft besitze, um dem unaufhörlichen Ansturm der Forderungen zu widerstreben, die von der täglichen Lebensnot an die Schulen gestellt werden, das fürchtete

Nietzsche. Wir sind überzeugt, dass seine Befürchtungen nicht begründet sind, dass sich immer genug Verständige finden, die dagegen protestiren, dass sich die Staatsschule um der Vorbildung für Lebensberufe willen mehr belaste, zersplittere und erniedrige, und die mit N. erklären, dass zwar die Ziele der Bildung nicht hoch genug, die Mittel der Bildung aber nicht einfach genug können gehalten werden.

N.'s Anklagen gegen Christentum und Demokratie berühren uns um so peinlicher, wenn wir seinen Argumenten auf Schritt und Tritt gefolgt sind, und uns von seiner Wahrhaftigkeit soweit überzeugt haben, dass wir diese Anklagen nicht einfach als Hirngespinste eines volksfeindlichen, menschenscheuen Aristokraten brandmarken können. Jedenfalls aber bedarf das Christentum, richtig verstanden, unserer Apologie nicht. Und gegen die Demokratie, wie wir Schweizer sie begreifen, kann keineswegs der Vorwurf erhoben werden, dass sie das zum Prinzip erhobene Zurückdrängen des einzigartigen Grossen zu gunsten des gleichmässigen Kleinen bedeute, dass sie die Erzeugung und Entfaltung des Genies erschwere und das Bildungsniveau zum Sinken gebracht habe. N. hatte wohl recht, wenn er sich aufbäumte gegen die Idee einer Staatsordnung, die sich nur Geltung verschaffen könnte durch gewaltsmässes Gleichmachen und Gleicherhalten der menschlichen Individuen. Gewiss hat er auch die Apostel der Revolution des Selbstbetruges überführt, insofern als sie sich auf die Natur als eine Verkünderin und eine Demonstration der Gleichheit beriefen. Ebensogut könnte man die Natur die verkörperte Selbstsucht und Erbarmungslosigkeit nennen. Müssen doch tausend und aber tausend Organismen sterben und verderben, damit die starken, grossen, schönen Exemplare sich entfalten und ihren Typus fortpflanzen können. Das aber macht ja die Würde des Menschen, dass er diese Natur, in der er selbst mit allen Fasern seines Daseins wurzelt, überwunden hat und fortwährend überwindet. N. predigt die wahre Rückkehr zur Natur, wenn er die ihrer Stärke, ihrer Lebensfülle Bewussten auffordert, über die Rücken der Vielen und Allzuvielen hinweg, ohne Rück- und Seitwärtsblicken, das Auge unverwandt nur auf das ferne Ziel gerichtet, vorwärts zu dringen, sich zu entfalten, alle Fähigkeiten, ob gut, ob böse, zu steigern, sich zu bereichern, um endlich sich zu verschenken, aus Überfülle und Bedürfnis, nicht aus Liebe, damit einst aus den vielen Schichten der Überwundenen der Übermensch hervorwachse.

Unsere Demokratie ehrt am meisten jenen heute anstössigen, im Altertum ehrenhaft klingenden Glaubenssatz: nur der Edelgeborene ist der Erkenntnis und der Tugend fähig, indem sie die Nichtedelgeborenen

durch sorgliche Pflege emporhebt, veredelt, adelt. Und ist nicht die harte Lebensnot allein schon oft die Erzieherin der sittlich tüchtigsten und genialsten Menschen gewesen? Wer kann zweifeln, dass N. selbst, wenn er nicht in seiner Jugend von weichen Frauenhänden wäre geleitet worden, wenn er durch die Schule der Entbehrungen und Mühseligkeiten hätte gehen müssen, wenn er im Mannesalter die Kraft besessen hätte, sein herrliches Talent dauernd in den tätigen Dienst der Erziehung zu stellen und seinen Willen unter das Joch der kleinen Pflichten zu beugen, nimmermehr der Gegenwart so entfremdet und feindlich, so verzweifelnd gegenüber gestanden hätte?

Das wird nicht zu leugnen sein, dass die grössten und tiefsten geistigen Erregungen innerhalb des Christentums in der griechischen Kultur wurzeln. Die Dogmatik und Scholastik, welche die Denker des früheren und späteren Mittelalters beschäftigte, schöpfte aus dem Born der griechischen Philosophie. Das grandioseste Ereignis in der Christenheit, die Reformation, welche die freie Wissenschaft im Gefolge führte, erwuchs aus der Renaissance, und diese selbst war das nachgeborene herrliche Kind der Mutter Hellas. Wer an der deutschen Kultur mitbauen will, wird immer wieder anfangen müssen bei den edelsten Schülern der Griechen: Schiller und Goethe.

Es wäre unerhört zu fordern, dass alle zukünftigen Volkserzieher bis zu dem Urquell alles Schönen zurückgehen und seinem Laufe folgen sollten bis zur Mündung in jenes Meer der Weltweisheit, in dem alle Wissenschaften und Erkenntnisse zusammenfliessen, und dessen Wellen sich fortwährend brechen am Strande des Unerkennbaren, Unnennbaren. Die Bedingung aber sollte erfüllbar sein, dass diejenigen, welchen die Bildung der Volksbildner anvertraut ist, ihren Schönheitssinn und ihre Urteilskraft an den ersten Vorbildern erproben und beides durch ihre Schüler auf die Bildsamen im sprossenden Volke zu übertragen wissen.

In welche Formen auch sich jene oberste, abschliessende Bildungsschule kleide, eins tut not, dass sie nicht nur Dozenten, sondern Erzieher besitze, dass ihr Zentrum eine grosse, ganze, in sich geschlossene Persönlichkeit sei, ein Leiter, an den sich alle Zöglinge mit Liebe und Begeisterung anschliessen können, der ihnen fürs ganze Leben sein Siegel aufdrückt. Auf je höherer Stufe der zu Erziehende steht, um so mehr bedarf der Erzieher neben dem Wissen der klaren, zum Glück gestimmten Persönlichkeit.

Im Vollgenuss seiner schöpferischen, gährenden Kraft hatte N. den Gedanken gefasst, allein oder mit gleichgesinnten Freunden in 24 Abhandlungen die Bausteine zu einer Erziehungsschule der Menschheit zu

liefern. Infolge seiner unerbittlichen Leiden brachte er es blass auf drei fertige Stücke.

Im ersten Stück „David Strauss, der Bekener und der Schriftsteller“, geisselte er mit gründlicher Bosheit die Oberflächlichkeit und Anmasslichkeit des deutschen Bildungsphilisters, der zufrieden damit, dass wir's so herrlich weit gebracht, das Christentum mit überlegenem Lächeln beiseite schiebt und in den Genüssen der popularisirten deutschen Kunst und Wissenschaft seinen Ersatz findet.

Eine bedeutende Tat war die Abfassung des zweiten Stücks „Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben“. Diese Schrift strotzt von Wahrheiten und Weisheiten. Gerade weil N. das Problem des Nutzens der Historie vom Standpunkt einer erhabenen Ethik aus angreift, leistet er dem Bedürfnis der Schule direkten Nutzen. Die Erziehung wurde bis jetzt auf die Historie basirt. Nicht aus der lebendigen Gegenwart heraus lehrte man, sondern man führte das Geschehene, Getane, Gedachte als abgeschlossenen Bildungsstoff vor. Das Übermass von Historie hat die plastische, schaffende Kraft des Lebens wie eine Krankheit angegriffen; das Leben versteht nicht mehr, sich der Vergangenheit wie einer kräftigen Nahrung zu bedienen. Wird aber aus der Geschichte kein Geschehen, weckt die Geschichtsbetrachtung nicht Begeisterung zum Tun, so dient die Historie nicht dem Leben. Zur Vernichtung der Menschenwürde, der Daseinsfreude, zum Tode der Kultur, der Völker und Menschen führt die Geschichte, die uns in dem entsetzlichen Kleinmut des Epigonentums grosszieht. Das Monumentalische muss das Antiquarische und Kritische, auch jenes zweifelhafte Objektivische, überwiegen. Die Historie soll die Kontinuität alles Grossen lehren und bewirken.

War das Grosse möglich, so ist es wieder möglich, das sei die Überzeugung, die sie uns schafft. Und wenn ihr euch an den Grossen bildet, wenn ihr nach Biographien verlangt, dann nicht nach jenen mit dem Refrain „Herr so und so und seine Zeit“, sondern nach solchen, auf deren Titelblatt es heissen müsste „ein Kämpfer gegen seine Zeit“.

Der ungeheure Erfolg der Naturwissenschaft bestätigt am deutlichsten, was der Glaube an sich selber zu vollbringen vermag. So lange sie aristotelische Brocken wiederkaute, war sie unfrei und unfruchtbar. Seitdem sie, von Bacon auf eigene Füsse gestellt, zu freier Forschung aufgerufen worden ist, hat sie die Denker der Vorzeit hundertfach überholt und sich zur Herrscherin der Erde aufgeworfen.

Elektrotechnik und Chemie aber stellen sich ohne Bedenken in den Dienst des allernächsten Bedürfnisses, gleichgültig, ob sie die Mittel zur

Mehrung und Erhöhung oder zur Vernichtung des Lebens erzeugen. An der Kultur schaffen heisst: die Erzeugung des Philosophen, des Künstlers, des Heiligen in uns und ausser uns fördern und dadurch an der Vollendung der Natur arbeiten. Wie kann wiederum der vom Staat bestellte Professor der Philosophie erzieherisch wirken, der dem unreifen Jüngling, dem Studenten der Theologie oder der Philosophie, 50 verschiedene Systeme samt ihren Kritiken einrichtert? Der Philosoph soll, unabhängig von aller bestehenden Gewalt, Männern helfen, sich auszureifen, ihrerseits die Welt nicht nur empirisch und historisch zu deuten, sondern philosophisch zu begreifen. Diese Leuchte steckte N. seiner Zeit auf im dritten Stück der Unzeitgemässen Betrachtungen „Schopenhauer als Erzieher“.

Man merke gleich, wie dem dramatischen Dichter der historische oder erdachte Held als Träger eigener Ideen dient, so diente die idealisierte Gestalt Schopenhauers N. als Typus des Führers, der aus der Höhle des skeptischen Unmuts oder des kritisirenden Enttäuschens zur Höhe der tragischen Weltbetrachtung leitet. Er befähigt den Starken, nachdem er einmal sich selbst erkannt, Einsicht in die eigene Begrenztheit gewonnen hat, zu kämpfen gegen die Gefahr, durch fortgesetzte „harmonische Ausbildung aller Kräfte“ verflacht und verflüchtigt zu werden; er hilft ihm, sein besonderes Grosses gleichsam zur Sonne im Planetensystem auszugestalten. Wie aber N. selbst den Schopenhauer überwunden hat, so muss, wer sich seiner Zucht hingeben, über ihn hinausstreben zur Pflichterfüllung, zur Tat.

Im Sommer 1873 ging N. ernstlich daran, in einem Schlösschen zu Flims ein Bildungsinstitut nach seinem Sinn zu gründen. Dort gedachte er, zusammen mit seinen besten Freunden, im Freien oder in Wandelgängen lehrend und lernend, die höchsten und tiefsten Fragen über Bildung zu beantworten und für Gegenwart und Zukunft festzustellen. Aber der Plan zerschlug sich.

An N.'s physischem Unvermögen ist sein Lebenswerk gescheitert. Er musste auf die Tat verzichten und focht nur mit der scharfgeschliffenen Klinge des Wortes. Die Natur hatte ihn mit einem robusten Körper ausgestattet, er war von Jugend auf turnerischer Übung und abhärtender Lebensweise zugetan. Als Knabe litt er nur an der Schwäche seiner Augen. Von der Studentenzeit an steigerte sich dieses Übel zu furchtbaren Augen- und Kopfschmerzen. Um jene Wunde, die er im Militärdienst empfangen, möglichst rasch zu heilen, verschlang er ungezählte Medizinen und zerstörte dadurch den Magen. Um diesen zu restauriren, machte er jahrelang alle denkbaren Kuren durch, anfangs geleitet von

dem Wissen oder Unwissen der Ärzte, dann auf eigene Faust. Durch übermässigen Genuss von Chloral soll er sein Verderben beschleunigt haben. In den Ferien suchte er bald im Berner Oberland, bald in Graubünden, bald am Genfersee oder in Italien Genesung und fand sie nirgends. Schliesslich litt er unter dem furchtbaren Ringen seiner Schwäche mit der Berufspflicht, und nachdem er schon früher seine Lehrstunden am Pädagogium aufgegeben, reichte er dem Erziehungsrat auch als Professor sein Abschiedsgesuch ein, mit 33 Jahren ein müder Mann.

Als freier Literat hat er in der Tat die alte geistige Kraft wieder-gewonnen und als zürnender, kämpfender, zerstörender und glückver-heissender Prophet der Welt Werke geschenkt, die wenigstens den Philologen als geniale deutsche Sprachdenkmale gelten mögen. Seit 10 Jahren ruht er, geistig tot, in mildem Wahnsinn, von seiner Schwester gepflegt.

Nicht mit dem Propheten, nur mit dem Professoren Nietzsche haben wir uns befreundet. Er kannte die Not seines Standes, und sein innigster Wunsch war, ein Erzieher von Erziehern zu werden. Obwohl N. mit dem Titel „Friedrich der Unzeitgemässe“ prunkte und sich gross dünkte als Kämpfer gegen seine Zeit, anerkennen wir, die wir uns näherte und kleinere Ziele stecken, freudig für unser Wirken von Heute die unanfechtbaren Wahrheiten, die uns N. der Idealist lehrt: Bevor du andere erziehest, erziehe dich selbst.

Glaube nicht, dass du mit einer gewissen Summe von Wissen und einer gewissen Kunstscherfertigkeit im Beruf schon Bildung besitzest.

Strebe nach Bildung, indem du in innigem geistigem Verkehr mit den Heroen der Kultur lebst, wenn nicht mit den antiken Meistern, so doch mit ihren ebenbürtigen Söhnen, welche den alten Hort neu entdeckt und uns allen zugänglich gemacht haben.

Lerne von ihnen die Schönheit und die sichere Beherrschung der Muttersprache; sie sei der Mittelpunkt deines Unterrichts.

Sei nicht ein Handwerker in deinem Beruf, sondern ein Künstler, ein Bildner, ein Erzieher.

Bilde die Persönlichkeit, nicht durch sanftes, oberflächliches Streichen, sondern durch strenges, zielsicheres Modelliren jedes Individuums.

Hilf den Bildsamen, sich zur schönsten Bildung zu entfalten.

Das von Frühern Vollbrachte sei dir kein Bild zu kleinmütigem Anstaunen, sondern ein Reiz zu höherem Vollbringen.

Der Erfolg deines Bildens zeige sich in vollem, gesundem Leben und im Schaffen neuen Lebens.

Nach seiner eigenen Entwicklung konnte N. nicht anders als das Urbild für alle Bildung im idealisirten Griechen suchen. Seine Abneigung gegen das neue Deutsche Reich und dessen Kulturblüten teilte er mit Zeitgenossen, die nicht zu den Schlechtesten ihres Volkes zählten.

Wenn ich das Schicksal der Philhellenen Hölderlin und Nietzsche betrachte, so denke ich an jene wundersame Legende Gottfried Kellers: Zum goldenen Himmelssaal, wo sich Erzväter und Propheten, Engel und Engelein im Anschaun und Lobsingen der hl. Dreieinigkeit zeitloser Seligkeit erfreuten, wurde an einem Festtag den neun Musen Einlass verstattet. Erst schüchtern, dann immer voller und lauter sangen die aus der Heiden Hölle Heraufgeholtne ihr Lied, das Lied von Lieb und Leid, von Schmerz und Sehnsucht. Das klang so dumpf, so traurig, so wonnevoll und wehmutsvooll, dass ein unermessliches Sehnen die Himmlischen durchzitterte. Die Engelein und die Engel und die Propheten und die Erzväter, sie alle weinten und konnten sich nicht fassen vor Heimweh, Erdenheimweh, bis Gott Vater selber zum Rechten sah. Die Musen aber zogen sich eilends in die Hölle zurück.

Sollen wir unser Heil erst von dem Auferstehungstag dieser Musen erwarten? Die Mehrzahl der Erziehenden wird immer mehr für die Zeit und mit den Mitteln der Zeit schaffen und bilden. Mögen sie nur nicht die Hilfe derjenigen verschmähen, welche die abgeklärtesten Bildungsmittel für eine lebendige Kultur wirksam machen, sondern sich freuen über die wenigen, die das Lied der Musen aus der Tiefe hören und es nachzusingen versuchen.